

Zeitschrift: An die zürcherische Jugend auf das Jahr ...
Herausgeber: Naturforschende Gesellschaft in Zürich
Band: 5 (1803)

Artikel: Du erwartetest diesmal wohl wieder, liebe Jugend, die Abbildung einer merkwürdigen Schweizergegend? [...]
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-386730>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

die Zürcherische Jugend,

auf das Jahr 1803.

Von der

Naturforschenden Gesellschaft.

V. Stück. (v. Dr. J. J. Römer)

Du erwartetest diesmal wohl wieder, liebe Jugend, die Abbildung einer merkwürdigen Schweizergegend? oder glaubtest vielleicht, du würdest mit einer der vielen Naturmerkwürdigkeiten, die sich in deinem Vaterlande finden lassen, bekannt gemacht werden? Oder freutest du dich etwa darauf, Bruchstücke aus der Lebensgeschichte schweizerischer Naturforscher zu lesen? wolltest du dir von den einfachen Sitten, dem eisernen Fleisse, dem nie zu befriedigenden Durste nach Kenntnissen, der Bescheidenheit, dem Biederfinne und so vielen andern Tugenden und schönen Eigenschaften erzählen lassen, die einen Conrad Gessner zierten, und die wir noch jezo an so manchem verstorbenen schweizerischen Gelehrten, einem Caspar und Johann Bauhin, Josias Simler, Theodor Zwinger, Johann von Muralt, den Scheuchzern, Albert von Haller, Johannes Gessner, Werner von Fachsenal und andern, ehren und bewundern.

Gerne würde ich deinen Erwartungen entsprechen, gerne einen vaterländischen Gegenstand behandeln, wenn nicht der Zeitgeist es mir zur Pflicht zu machen schiene, dich für diesmal anderswohin zu führen, und dich mit Gegenständen zu unterhalten, die ihrem äussern Ansehen nach gar wenig Ähnlichkeit mit denen haben, die wir unter gleichem Namen in unsrer Schweiz antreffen.

Was du auf dem Kupfer erblickst, ist eine Gegend aus Afrika, einem Welttheile, den schon die Alten das Reich des Wunderbaren nannten. Einem Welttheile, von mehr als fünfmal hundert tausend Quadratmeilen, der zwar von unserm Europa nur durch einen unbeträchtlichen Meeresarm getrennt, und fast seinem ganzen Umrisse nach beschiffbar ist, dessen Inneres

wir aber dennoch bis jetzt beynahe gar nicht kennen, und der uns dessen ungeachtet eine Menge der auffallendsten und merkwürdigsten Erscheinungen in der belebten und unbelebten Natur darbietet. Die unförmlichsten Colossen des Thier- und Pflanzenreichs, das Flußpferd, der Baobab, gedeihen nur hier. Ganze Schaaren reißender Thiere verfolgen unzählbare Heerden grosser Gazellen, und auf einer gleichen Anzahl von Quadratmeilen ist dieser Welttheil zehnfach so reich an Arten von vierfüßigen Thieren, als der unsrige. Die Heftigkeit des Triebes der Vegetation in Afrika macht gleichsam das Wachsen sichtbar. Die Waldungen strotzen von mannigfaltigen Arten der brennendsten Gewürze, der nahrhaftesten Leckereien und der schönsten Färbehölzer, und die Eingeweide seiner Gebirge enthalten zentnerschwere Massen des reinsten Goldes.

Die sonderbarsten Menschenracen und Völkerstämme finden sich in Afrika vereinigt. Alle Nuancen der Schwarzen und ihre Ausartung: die Albinos; Neger mit Tigerzähnen; zwergartige Elephantenjäger; Menschen- und Heuschreckenfresser; Heere streitender Weiber; ungeheure Staaten von Einem Despoten mit eisernem Scepter regiert, neben kleinen Republiken, ja neben patriarchalischen Regierungen. Unter allen aber ist der Mensch — verkäuflicher Sklav!

Afrika war die Wiege des Handels, der Künste und der Wissenschaften; ja noch jetzt, nach mehreren Jahrtausenden, trogen an den Ufern des Nils riesenmäßige Monumente der Vornwelt der alles verheerenden Zeit.

Mir würde es ermüdend und für dich nicht unterhaltend seyn, wenn ich dir alle, auch nur die merkwürdigsten, Säugethiere, Vögel, Amphibien, Fische, Insekten, Pflanzen, nennen wollte, die in Afrika entdeckt worden sind. Für meinen Zweck reicht es hin, dich nur mit ein Paar der merkwürdigsten bekannt zu machen, und dadurch deine Wißbegierde für das Uebrige zu reizen.

Die Bäume, die Kräuter, die Thiere, die Wohnungen, die Menschen, die du hier erblickst, wie sehr, wie auffallend unterscheiden sie sich von den Tannen und Buchen, den Kühen und Schaafen, den mehr oder minder künstlich gebauten Häusern, und von der Menschengattung, die du in deinem Vaterlande zu sehen gewohnt bist! Schade, daß der Raum mir verbietet, dir über alles Auskunft zu geben; daß ich gezwungen bin, nur oberflächlich hie und da einen Gegenstand herauszuheben, und deine rege gemachte Neugierde nicht so ganz zu befriedigen, wie ich es wohl wünschen möchte!

Ist gleich das Geschlecht des Elephanten und Rhinoceros in Asien, wie in Afrika, zu Hause, so hat letzterer Welttheil doch unter den vierfüßigen Thieren

das riesenmäßige Flußpferd (Hippopotamus), die monströse Giraffe (du siehst das sonderbare Thier, das bis auf achtzehn Fuß hoch wird, einen sehr langen Hals und die Vorderbeine länger als die hintern hat, sich von Baumblättern nährt und von sehr sanfter Natur ist, auf der Kupfertafel abgebildet), so wie die größten Antelopen und Affen, ingleichen die grössere Seekuh an den Mündungen der grossen Flüsse von Congo, vor Asien zum voraus. Noch ganz neuerlich ist es sogar wieder wahrscheinlich geworden, daß das von den meisten Naturforschern für ein fabelhaftes Thier angesehenene Einhorn, jenes merkwürdige, dem Pferde übrigens ganz ähnliche Quadruped, das an der Stirne ein langes, gerades, einfaches Horn haben soll, wirklich nördlich vom Lande der Kaffern existire.

Auch ist der Aese unter den Vögeln, der Strauß, welcher mit zwei Menschen belastet dennoch dem besten Rennpferde gleich läuft, in Afrika ausschließlich zu Hause, und der Adler Ntaun, der ein Nest von mehr als drey Fuß tief bauet, schien dem Adanson, einem gelehrten Naturforscher, der die Länder am Senegal bereiste, jenem größten Vogel wenig nachzugeben.

Eben dieser Adanson erlebte die Verwüstungen, welche ein ungeheurer Zug von Heuschrecken am Senegal anrichtete. Das Heer verdunkelte an einem schönen Tage, gleich einer Wolke, die Sonne. Es war zwischen 120 bis 180 Fuß über der Erde erhaben, und nur allein diejenigen Heuschrecken, welche sich zum Ausruhen herabliessen, nahmen einen Bezirk von mehreren Meilen ein. Diese verheerten alles, was Pflanze heisst. Alles Gras, alle Früchte, alles Laub der Bäume, selbst die Knospen und die zarte Rinde, ja das trockne Niedgras, womit die Häuser der Neger bedeckt sind, verschwanden in kurzer Zeit völlig. Und, setzt Adanson hinzu, wie erstaunte ich, da ich schon nach vier Tagen diese entblätterten Bäume so vollkommen mit neuen Blättern prangen sah, als ob sie gar nicht gelitten hätten!

So etwas kann man freylich nur unter diesem Himmel und von einem Boden erwarten, welcher dem Neger, wie Isert bezeugt, alles, was er pflanzt, mehr als hundertfältig zurückgiebt, und nach Adanson, fast ohne alle Cultur, die Papajen, den Acajou, die Eujaven, die Ananas, viele Arten Pfeffer und Ingwer, neben Orangen und Citronenbäumen von 25 Fuß Höhe und anderthalb Fuß Dicke, hervortreibt.

Nur ein solches Erdreich vermag dann auch die ungeheuern Holzmassen zu erzeugen, z. B. den Seidenbaumwollenbaum (*Bombax pentandrum* L.), der bis zu einer Höhe von 100 ja 120 Pariser Fuß aufwächst, und dessen prachtvoller Stamm unten bis auf 10 Fuß im Durchmesser hat, u. a. m. Alle grossen Bäume Afrika's und anderer Länder übertrifft indessen der

Baobab, oder Affenbrodbaum (*Adansonia digitata* L. Goni der Neger), an Masse. Er war schon längst wegen der wohlthätigen Wirkung seiner Frucht in bössartigen Krankheiten bekannt, aber erst Adanson lehrte uns denselben in naturhistorischer Rücksicht kennen. Kaum würde man glauben, sagt dieser Naturforscher, daß ein Baum vorhanden sey, dessen Stamm bis zu den Zweigen gewöhnlich nur halb so hoch ist als sein Durchmesser, und der vieler Jahrhunderte bedarf, um zu dieser unförmlichen Masse anzuwachsen.

Ein völlig ausgewachsener Baobab hat oftmals von seiner Wurzel bis zu dem Anfange der Zweige nur 15 Fuß, wogegen dieser kurze Stamm 27 Fuß im Durchmesser und also im Umkreise bis auf etliche und 80 Fuß hält. Die ersten Zweige dehnen sich fast in horizontaler Richtung aus; jeder einzelne macht gleichsam einen dicken Baum, oft von 60 Fuß Länge; und da ihr eigenes Gewicht ihre äußersten Spitzen zur Erde hinab biegt, so verbergen sie den Stamm selbst. Auf diese Weise bildet der belaubte Theil, die ziemlich regelmäßig gebildete Krone, eine ungeheure Masse von 120 ja 130 Fuß im Durchschnitte!

Die Wurzeln sind der Größe dieses Baues angemessen. Durch das vom Wasser abgespülte Erdreich zeigte ein Neger dem Adanson einzelne Theile einer Wurzel von 110 Fuß Länge, und aus der Dicke dieses Theils der Wurzel konnte man schließen, daß sie wenigstens noch 40 bis 50 Fuß länger seyn mußte; dennoch gehörte sie zu keinem der ansehnlichsten dieser Bäume.

Auch die Blüthen des Baobab's sind von verhältnißmäßiger Größe. Geöffnet messen sie vier Zoll in der Länge und sechs in der Breite, und bilden eine weiße Blumentrone von fünf Blättern. Die Frucht gleicht einer länglicht geribbten Melone, und ist wohl anderthalb Fuß lang.

Wie Vieles könnte ich dir noch von den merkwürdigen und nugharen Gewächsen erzählen, die Afrika's Himmel ernährt; von den verschiedenen Palmen, ihren Früchten und übrigen zur Nahrung, Kleidung und mannigfaltig anderweitigem Gebrauch dienenden Erzeugnissen, von den Pisangen, Bananen, Orangen, Pomegranaten, Ananas, Papajen, Mangons, Lamerinden, den Mimosen welche das Senegal Gummi, der Staude welche den Balsam von Mekka liefert; vom arabischen Caffee, von der Alhenna, vom Lotus, von Wachs das aus Beeren bereitet wird, von Butter die auf Bäumen wächst und von Erbsen die in der Erde erzeugt werden, so wie überhaupt von der weisen Einrichtung, vermöge deren auch unter diesem Himmelsstriche gerade diejenigen Gewächse im Ueberflusse angetroffen werden, die ihm sowohl zu Befriedigung der Lebensbedürfnisse, als insbesondre auch

zu Verhütung und Heilung der von der Hitze und Feuchtigkeit des Klima's herrührenden Krankheiten die angemessensten sind. Allein, ich darf nicht so weitläufig seyn, wie ich es wünschte, und muß die wenigen Blattseiten, die mir übrig bleiben, dazu anwenden, dir einen Begriff von den Menschen zu machen, welche diesen Erdstrich bewohnen. Freylich kann ich auch hier bey weitem nicht alles erschöpfen, sondern bleibe nur bey dem Allgemeinen stehen, und will sodann mit einigen Anekdoten enden.

Ich rede nicht von den Mauren, einem äußerst bössartigen Völkersamme, der sich seit der Eroberung Nord-Afrika's durch die Araber im siebenten Jahrhundert zu Muhammeds Religion bekennt, und jetzt auch in vielen innern Gegenden die gutmüthigen ursprünglichen Einwohner, die Neger, beynahe verdrängt. Diese Letztern zeichnen sich durch ihre Religion, ihre Lebensart und ihren Charakter nicht weniger von den böshaften Mauren, ihren Unterdrückern, aus, als durch ihre Gestalt.

Der Neger hat, bey einer mehr oder minder schwarzen Farbe, eine dicke, sammetartig anzufühlende Haut, einen eigenen, stark riechenden Schweiß, und größtentheils krauses Wollenhaar, gewöhnlich von schwarzer, zuweilen von röthlicher Farbe. An dem schmalen zusammengedrückten Kopfe tritt der Untertheil des Gesichtes weiter als bey den übrigen Menschenrassen hervor, und giebt dadurch dem Neger, bald mehr bald minder, einige Aehnlichkeit mit den Affen.

Die platte Nase und die hoch aufgeworfenen rothen Lippen, so gewöhnlich sie auch bey den Schwarzen vorkommen, sind ihnen dennoch nicht durchaus allgemein eigen. Es giebt Neger mit erhabnen Nasen und fein gebildeten schwarzen Lippen. Hingegen haben sie fast durchgängig schön geordnete weisse Zähne.

In der Physiognomie des Negers ist manche Abwechslung; bald rohe, bald sanftere Züge, bald grosse, bald kleinere Augen von verschiedenen Farben, bald ein gescheutes, bald ein stumpfsinniges Gesicht; ja es giebt Neger, deren Züge selbst verfeinerte Europäer für schön erkennen würden.

Mit geringer Ausnahme einzelner Völker sind die Neger von gesundem, starkem Körperbau. Sie haben eine breite Brust und starke Schenkel; nur ist das Bein gewöhnlich etwas einwärts gebogen und ihr Fuß sehr breit.

Außerst gelenk- und kraftvoll übertreffen sie unter der heissen Sonne die Europäer in der Fähigkeit zu jeder Art von körperlicher Arbeit; sie übertreffen ebenfalls die unter gleicher Zone einheimischen Amerikaner. Selbst das weibliche Geschlecht ist grosser Anstrengungen fähig, wird auch, wie bey den meisten rohen Völkern, von den Männern zur harten Arbeit gemiß-

braucht. Sogar während der Schwangerschaft, ja gleich nach ihren Kinderbetten, welche ihnen freylich nicht sehr schwer fallen, bearbeiten sie in ihrer Heimath, und als freye Menschen, das Feld.

Die Negerinnen sind nicht ohne Annehmlichkeiten; viele sind wirklich schön gebildet, so daß unsre europäischen Damen, das Conventiönelle der Farbe ausgenommen, nichts vor ihnen zum voraus haben. „Die Senegambischen Negressen haben,“ sagt Adanson, „schöne Augen, kleinen Mund und Lippen, und wohlproportionirte Gesichtszüge: man findet welche von einer vollkommenen Schönheit: sie sind voll Lebhaftigkeit, und haben vorzüglich einen leichten, freyen, gefälligen Anstand.“

Was nun den Geist und Charakter der Neger anbetrifft, so harmonirt derselbige mit dem Klima und den Erzeugnissen seines väterlichen Bodens. Eine brennende Sonne, ein dadurch ewiger Strom von Licht und Kraft; stets der lebhafteste Drang zum Wachsen und Vermehren; dies ist die Natur des Vaterlandes der Schwarzen.

Hier gebiert die Macht des Klima's hohe Sinnlichkeit. Wilde Leidenschaften strengen haufenweise Geist und Körper an; beydes sinket hernach wieder zur Erschlaffung herab, und Sehnsucht nach Ruhe tritt an ihre Stelle. Einen hohen Grad von Trägheit flößt also schon die Muttermilch dem Neger ein.

Was steht auch nicht seinem Gaumen, ja allen seinen Sinnen, auf das Bequemste zu Gebote? Kaum wirft er die Erdscholle um, so geben ihm vielfache Getreidearten die Aussaat hundertfältig zurück. Ohne Anbau schieszen für ihn die saftigsten Früchte und feinsten Wohlgerüche hervor; allein der Palmbaum gewährt ihm zugleich den erquickendsten Wein, eine wohl schmeckende Nahrung, einige Theile seines Hausraths und fast die ganze Bedeckung seines Körpers und seiner Wohnung. Seine dickere Haut macht ihm daneben manche Widrigkeit erträglich. Daher ist Trägheit der hervorleuchtendste unter den Charakterzügen des Negers, die oft, nach Adanson's und anderer glaubwürdigen Reisenden Zeugnisse, so weit geht, daß er auf seinem so freygebigen Boden zu Zeiten Hunger leidet, ja sich sorglos den Anfällen der reißenden Thiere Preis giebt.

Aber trotz dieser Indolenz trägt der Neger den Keim zu vieler Ausbildung und zu manchem Talente mit sich herum. Verschiedene Künste, das Federbereiten, die Weberen, Bierbrauereyen, Salpetersiederereyen, die bey diesen Völkern geübt werden, die große Betriebsamkeit einzelner Stämme unter ihnen, die auch jedesmal auffallenden Einfluß auf ihre Civilisation hat, wie z. B. bey den Fuliern, ihre Dichtertalente, und die grossen Fortschritte

in Künsten und Wissenschaften, welche von einzelnen Negern gemacht wurden, die im kultivirten Europa an die Quelle derselben kamen, müssen uns davon überzeugen. Während ist in seiner einfachen Natur und anspruchslosen Gutmüthigkeit der Beweis für Dichtersinn bey diesem Volke, den Mungo Park uns aufbehielt. Als dieser kühne Reisende an einem ungestümen Abend, hungernd und von allen verlassen, sich zum Uebernachten unter einen Baum zu setzen gezwungen sah, erregte er das Mitleid einer vorbegehenden Negerin. Sie führte ihn gutmüthig in ihre Hütte, zündete eine Lampe an, breitete eine Matte vor ihm aus, setzte ihm einen gebratenen Fisch zum Abendessen vor, und deutete ihm an, er könne sich nun ohne Sorgen schlafen legen. Während seines Nachtlagers fuhren die weiblichen Hausgenossen seiner Wohlthäterin fort, Baumwolle zu spinnen, und eine sang nun folgendes Lied nach einer sanften und klagenden Melodie, wovon die übrigen die letzten Worte der Strophe als Chor begleiteten:

Die Winde sausten, der Regen fiel,
Der arme Weiße, matt und verdrossen,
Kam und setzte sich unter unsern Baum.
Er hat keine Mutter mehr, die ihm Milch bringt;
Keine Frau, die ihm Korn stampft.

C h o r.

Beklaget den Weißen; keine Mutter hat er mehr, die ihm Milch bringt;
Keine Frau, die ihm Korn stampft.

Treffliche Anlagen zur Cultur haben also die Schwarzen mit den Weißen gemein. Allein, unter einem brennenden Himmel wird sich der glücklichste Keim der Geisteskraft nie zu grossen Arbeiten und Unternehmungen, die Ausdauern fodern, erheben. Dem Neger, gleichgültig gemacht durch die steten Schönheiten, die das tropische Klima Jahr aus Jahr ein in schwelgerischer Mannigfaltigkeit seinen Sinnen darbietet, ist's genug, im Schatten der hohen Palme die milde Luft einzuathmen, und beym Dampfen seiner Pfeife, nach geringer Anstrengung, ein mäßiges Mahl mit seinen Weibern zu theilen.

So wie aber plötzliche Wetter, furchtbare Orkane seinen schwülen Himmel bestürmen, so überwältigt die innere Glut wilder Leidenschaft oftmals jenen Hauptzug aller Neger, die Indolenz. Eitelkeit, Stolz, Weiberliebe und Rache treiben ihn zu der fühllosesten Grausamkeit; auch ist der Geiz ihm nicht fremd. Einige lächerliche Geschichten, die auf seine Eitelkeit und Stolz Bezug haben, gebe ich dir vielleicht im Verfolge noch. Sonst aber schweige ich vom Bösen, und liefere dir hier lieber noch einige Züge seines

schönern Ich's, Züge von unzertrennlicher Freundschaft, hoher Redlichkeit, kindlicher Liebe, wahrem Edelmuth und der reinsten Dankbarkeit.

Zwey Neger, innige Freunde, von männlichen Jahren und edelstem Anstande, brachte man aus dem innern Afrika auf den Sklavenmarkt in Santa Cruz auf Cuba. Als der Sklavenhändler sie zum Verkauf vorführte, fielen sie vor ihm nieder, umfaßten seine Knie, und baten flehentlich um die einzige, leicht zu bewilligende Gnade, in ihrer Sklaverey nicht getrennt zu werden, unter ein und demselben Herrn sich in ihren Ketten zu trösten. Abgestumpft gegen jedes menschliche Gefühl, folgte der Kaufmann nur der gewohnten Stimme des Wuchers, und die beyden Freunde wurden verschiednen Herren zum Theil. Tief erschüttert über diese kalte Grausamkeit, hörten sie dennoch ihr Schicksal mit ruhiger Ergebung an, nur baten sie um die Erlaubniß, ungestört sich auf einige Augenblicke zum letzten Male unterhalten zu dürfen. Mit innigster Wärme umarmten sie sich, schieden mit ruhiger Ergebung, wurden jeder zu seinem neuen Herrn abgeführt, und genau nach sieben Tagen fand man sie beyde tod.

Mit Unrecht beschuldigt man den Neger der Gefühllosigkeit gegen die Eltern. Schlage mich, nur schimpfe meine Mutter nicht, war längst in Afrika ein geltender Spruch, und dem Mungo Park zufolge ist es die größte Beleidigung für den Sohn, wenn man schlecht von der Mutter spricht.

Folgender Zug kindlicher Liebe verdiente sicher eben so sehr ein eigenes Schauspiel, als der honnête Criminel des Sedaine:

Ein Agraffi-Neger am Flusse Volta war durch Unglücksfälle tief in Schulden gerathen. Zu ihrer Bezahlung blieb ihm nur der Verkauf seiner Kinder oder seiner selbst übrig. Aus Vaterliebe wählte er das Letzte, und übergab sich willig dem Gläubiger, der ihn auf das Schiff eines Sklavenhändlers führte. Hier wartete er schon auf die gefürchtete Abreise nach Westindien, als sein Sohn, tief gerührt über das Schicksal seines Vaters, den Entschluß faßte, ihn aus kindlicher Dankbarkeit zu befreien. Er kam nebst mehreren seiner Familie zu dem Schiffe, mit dem Verlangen, einen bejahrten Sklaven gegen einen jüngern umzutauschen. Der Anblick eines schönen, stark gebauten Negers bewirkte die schnellste Einwilligung zum Tausche. Als nun aber dieser Sohn den Vater in Ketten vorführen sah, welch eine Scene! Er stürzte ihm in die Arme, weinte Freudenthränen, ihn retten zu können, ließ sich für ihn in die Eisen schlagen, und blickte mit unglaublicher Zufriedenheit und Heiterkeit auf die Seinigen hin. Wer müßte bey einem so erhabenen Schauspieler nicht gerührt werden? Nur der rohe

Menschenhändler blieb ohne weitere Theilnahme, und frohlockte über den ruchervollen Handel. Aber der brave Isert, der Erzähler und Augenzeuge dieser Scene, ertrug sie nicht unthätig. Er zeigte diese edle Handlung dem Gouverneur der dortigen dänischen Niederlassungen an: warum schenkte er uns nicht dessen Namen? Denn der würdige Mann, durchdrungen von Menschenliebe, vermittelte sofort gleichfalls die Befreyung des Sohnes, und so erndtete dieser, durch eine glückliche Rückkehr zu seinem Volke in Gesellschaft seines Vaters, den Lohn der edelsten That.

Von dem Edelsinne der Neger giebt es indessen schwerlich ein erhabneres Beyspiel, das zugleich den Contrast zwischen ihnen und den wilden bigotten Mauren so auffallend darstellt, als folgende, von Mungo Park erzählte Geschichte:

Almami Abulkader, König von Futa Torre, einem westlich von Bondu gelegenen Lande, ließ, als heftiger Eiferer für die Ausbreitung des Glaubens Muhammeds, den Donnel, König der heidnischen Dschaloffen, feyerlich auffodern, die muhammedanische Religion anzunehmen. Die hiezu gewählten Gesandten trugen zwey grosse Messer an hohen Stangen, und legten sie mit folgender Anrede vor Donnel nieder:

„Mit diesem Messer wird Abulkader dem Könige Donnel selbst das Haupt scheeren, wenn er sich entschließt, den Glauben Muhammeds anzunehmen; aber mit diesem zweyten Messer wird er ihm dagegen die Kehle abschneiden, wenn er sich dessen weigert. Jetzt wähle!“

Donnel antwortete mit ruhiger Entschlossenheit, er bedürfe keiner Wahl; er wolle sich weder das Haupt scheeren, noch die Kehle abschneiden lassen. Nach dieser Antwort wurden die Gesandten auf das höflichste entlassen. Abulkader fiel hierauf mit einem mächtigen Heere in Donnels Länder ein. Die Bewohner der Städte und Dörfer verschütteten bey seiner Annäherung durchgehends die Brunnen, vernichteten ihre Vorräthe, und flüchteten mit dem Rest ihrer Habseligkeiten. Hiedurch ward Abulkader stets weiter in das feindliche Land hineingelockt; und wenn er gleich keinen Widerstand antraf, so rieb dennoch der Wassermangel einen grossen Theil seiner Mannschaft auf. Er sah sich gezwungen, seinen Weg nach einem Wasserplatze im Innern der Wälder zu nehmen; hier löschten seine Leute den Durst und legten sich, von Mattigkeit überwältigt, sorglos zum schlafen nieder. In dieser Verfassung überfiel sie Donnel und schlug sie gänzlich. Viele wurden schlafend niedergemacht, viele von den Pferden zertreten, viele als Gefangene fortgeführt. Dies letztere Schicksal traf Abulkader selbst. Dieser fanatische, stolze Fürst, der nur vor wenigen Monaten Donnel so trotzig bedroht hatte,

sah sich jetzt zu der traurigen Lage erniedrigt, von eben dem Feinde, den er so übermüthig behandelt hatte, den Lohn seiner Frevel erwarten zu müssen. Als der königliche Gefangene in Ketten vor den Donnel gebracht und auf die Erde geworfen ward, setzte dieser ihm nicht nach sonstigem Gebrauch den Fuß auf den Nacken, sondern redete mit Gelassenheit ihn folgendermaßen an: „Abulkader! wenn das Kriegsglück mich in deine jetzige Lage versetzt hätte, und dich in die meinige, wie würdest du mit mir verfahren seyn? . . . „Ich hätte,“ antwortete mit Unererschrockenheit der fanatische böse Maure, „dir meinen Speer ins Herz gestossen, und ich weiß, daß eben dies Schicksal jetzt meiner wartet. — „Nicht also,“ erwiederte der edle Neger, „mein Speer ist roth genug von dem Blute deiner unglücklichen im Gefechte gebliebenen Unterthanen; ich könnte ihn nicht höher färben, wenn ich ihn auch noch in das deinige tauchte. Aber hiedurch würden weder meine Städte wieder erbauet, noch die Tausende wieder ins Leben zurückgerufen, welche in den Wäldern fielen. Ich will dich also nicht mit kaltem Blute tödten: ich will dich so lange bey mir als Sklaven zurück behalten, bis ich ersehe, daß deine Rückkehr in dein Reich keinem deiner Nachbarn weiter gefährlich ist.“ Abulkader arbeitete demnach einige Monate als Sklave: sodann ließ sich Donnel von dessen Unterthanen erbitten, und gab ihnen den König wieder zurück. Die Varden der Neger (Gurits) feyerten diese edle That in mehrern der dortigen Länder durch eigne Lieder.

Nimm zum Beschlusse noch folgende Geschichte der edelsten Dankbarkeit eines Negers. Ich habe eigentlich hier keinen Raum mehr dazu; aber sie ist zu schön und zu lehrreich, als daß ich sie dir vorenthalten könnte.

Ludwig Desrouleaux war der Sklave eines reichen und gutmüthigen Pflanzers auf St. Domingo. Vieljährige Arbeitsamkeit und Treue hatten seinem Herrn das Versprechen abgeloct, ihm die Freyheit zu schenken, und Desrouleaux wagte es mehrmals, bittend daran zu erinnern. Allein, das Gefühl von dem hohen Werth des Negers bewirkte stets die Verweigerung. Er sann daher auf ein anders Mittel, zu seinem Endzweck zu gelangen.

In einigen Plantagen von St. Domingo bekümmern sich die Herren nicht um das Detail der Ernährung und Bekleidung ihrer Neger. Dafür geben sie ihnen ein Stück Land zu eigen, und erlassen ihnen täglich zwey Stunden an der Arbeit, um es anbauen zu können. Fleißige und geschickte Neger erwerben hiedurch nicht blos ihre Lebensbedürfnisse, sie gewinnen selbst daneben so viel, als zu einem kleinen Handel nothwendig ist. Desrouleaux hatte auf diese Art innerhalb wenig Jahren mehr zusammengebracht, als nöthig war, seine Freyheit zu erkaufen, und brachte nun seinem Herrn sein

Lösegeld. Erstaunt und betroffen sah dieser das Gold des braven Negers. „Geh,“ sagte der edle Mann, „nur zu lange habe ich mit meines Gleichen gehandelt; du hast mich mir selbst wieder gegeben; behalte dein mühsam Erworbenes, und sey frey.“

Der Pflanzer verkaufte sogleich seine Plantage, und kehrte mit grossem Vermögen nach seiner väterlichen Provinz in Frankreich zurück.

Sein Weg führte ihn durch Paris. Hier zeigte er sich in dem völligen Glanze eines reichen Westindiers. Alle Arten von Vergnügungen standen ihm zu Gebote. Hohes Spiel, andre theure Vergnügungen die man gewöhnlich mit Reue bezahlt, ein grosses Haus, Lustparthien, Asseemlees, Bälle, kurz, was nur irgend die Verschwendung zum Ruin der Menschen erfunden hat, rissen ihn hin, und brachten ihn binnen Kurzem um Alles.

In Frankreich zu bleiben war ihm jetzt unmöglich; nach Westindien aber zurückzukehren schien sehr demüthigend. Indes bestimmte ihn die Hoffnung, dort noch einige alte Freunde zu finden, dennoch zu letztem.

Seine Ankunft am Cap (St. Domingo) setzte fast Jeden in Verwunderung: denn die Meisten hatten bereits von seiner Lage Nachricht erhalten. Man bedauerte ihn: man liess ihn einigemal Zeuge ihrer glücklichen Lage seyn; aber Niemand half.

Auf die Weise war er gezwungen, sein klägliches Leben in den schlechtesten ärmsten Wirthshäusern des Hafens zu fristen. Sey es Schaam oder Unkunde, wo er anzutreffen sey, genug, er hatte seinen ehemaligen Neger noch nicht aufgesucht. Desrouleaux, der jetzt ein eigenes Haus erworben, hatte aber kaum von der Rückkunft seines ehemaligen Herrn gehört, als er ihn aufsuchte, und sich ihm, als seinem theuern Herrn und grössten Wohlthäter, zu Füssen warf. Hier beklagte er aber nicht blos mit unwirksamen Thränen des Mitleids seine Lage; er bat ihn sogleich zu sich, und machte ihn zum völligen Herrn in seinem Hause. Der zart fühlende Neger sah indes bald ein, wie peinlich selbst diese bequemere Lage einem Manne seyn müsse, der ehemals dort in dem blühendsten Wohlstande gelebt hatte.

„Theuerster Herr,“ redete er ihn daher an, „alles, was ich besitze, verdanke ich nur allein Euch; es ist durchaus Euer Eigenthum. Verlaßt ein Land, in welchem Ihr täglich neue Kränkungen, neue Beweise von der Undankbarkeit der Menschen, von Euern vormaligen Freunden erleben müßt.“

„Wie kann ich aber,“ erwiederte jener, „in Frankreich auf irgend eine Art fortkommen?“

„Ja, Herr, dies ist möglich, so bald Euer Desrouleaux hoffen darf, daß Ihr es nicht verschmähet, das Wenige von seiner Dankbarkeit anzunehmen,

„wodurch er im Stande ist, Euch eine bessere Existenz zu verschaffen.
 „Werden 1500 Livres dazu hinlänglich seyn?“

„Mehr als hinreichend freylich,“ rief jener, indem er voll Thränen der Bewunderung und Freude den würdigen Neger umarmte! Dieser stoh, und brachte sofort eine gerichtliche Versicherung von einer jährlichen Leibrente über obige Summe. Hiemit lebte der Pflanzer noch 1775 im Innern von Frankreich glücklich, und segnete täglich den edeln Schwarzen.

Jetzt käme die Reihe an die Rehrseite der Medaille. Ich sollte Euch nun die Exzeffe erzählen, zu welchen Eitelkeit, Stolz, Habsucht diese Halbwilden zuweilen vermögen. Aber ich mag die angenehmen Empfindungen, die beyhm Lesen der schönern, edlern, die Menschheit ehrenden Handlungen in Euch entstanden sind, jezt nicht stören. Liefert Euch doch die ältere und neuere Geschichte der gebildetesten, verfeinertesten Völker Stoffes genug, um den Menschen auf der ungünstigen Seite kennen zu lernen. Also zum Beschluß noch ein paar lächerliche Geschichten, die Euch zeigen, wie kindisch und instinktmäßig der Neger nach allem hascht, was ihm sonderbar auffällt; wie stark seine konventionellen Begriffe von dem unsrigen abweichen, und zu welchen Thorheiten ihn oft der Uberglaube verleitet.

Auf einem Ostindienfahrer, welcher in Madagaskar anlegte, sahe ein dortiger Negerfürst zufällig einen nach Indien gehenden englischen Richter in seiner grossen Rechtsgelehrten Perücke. Sogleich verlangte er auf das Ungezügteste diese Perücke. Als man den Richter nicht bewegen konnte, dem Fürsten zu willfahren, half ein verschlagner Matrose dem besorgten Schiffscapitain aus der Noth. Er zertheilte, oder zerfaserte vielmehr, alte Schiffsthaue, kräufelte und verwebte diesen Hanf, und bildete daraus etwas einer ungeheuern Perücke Aehnliches. Diesen ungestalteten Kopfsputz bot man Seiner Majestät dar. Der König, vor Freuden ausser sich, berief sein ganzes Volk, um bey der Einweihung, der ersten Aufsetzung der Hanfperücke gegenwärtig zu seyn. Man denke sich einen fast nackenden Schwarzen, nur etwa mit hochrothen Pancken, die Arme und Beine mit silbernen und metallenen Armbändern und Korallen, in den Ohren grosse goldene Ringe und hieben diese Wolkenperücke aus dünnem Bindfaden. Dennoch jubelte das Volk vor Erstaunen über den so ausgestaffirten Monarchen.

Frempong, König der Akemisten und zugleich ein sehr tapferer Krieger, hatte von seinen Leuten so viel Aufferordentliches von den weissen Seeungeheuern, den Europäern, gehört, daß dieser, der 40 Meilen weit im Lande hinauf wohnte, die Dänen ersuchen ließ, sie möchten einen von ihren Weissen zu ihm schicken. Der Buchhalter Kamp reiste daher zu ihm. Als er bey

der Audienz sich vor dem König tief verbeugte und dabei den Fuß zurückzog, glaubte jener, er bücke sich, damit er, gleich den wilden Affen, ihm auf den Kopf springen könne. Er warf sich daher flach auf die Erde; auf diese Weise glaubte er, daß der Sprung über ihn hin gehen würde. Dabei rief er seine Weiber um Schutz an, welche dann sofort einen Kreis um ihn schlossen. Man sagte Seiner Majestät, es sey dies nur der Gruß der Weissen: allein, er verbat sich dergleichen für die Zukunft, begann jedoch mit etwas weniger Furchtsamkeit die Untersuchung des Wundermannes. Die Kleidung hielt er bis dahin für einen Theil des Körpers selbst; und die Schwanzperücke des Dänen hatte ihm zu der Idee einer ihm unbekannten Art geschwänzter Affen, denen der Schwanz im Nacken angewachsen sey, den Anlaß gegeben. Der Weiße mußte nun in seiner Gegenwart essen. Um sich aber von seiner wahren Gestalt genauer zu überzeugen, ließ ihn der König ersuchen, sich völlig zu entkleiden. Mit höchstem Befremden vernahm er, daß Kamp dies in Gegenwart einiger hundert Frauen durchaus abschlug, sich aber dem Könige allein entkleidet zeigen wollte. Ob es zu wagen seye, sich mit einem Weißen allein einzulassen, dies mußte sein Staatsrath (die Ältesten) zuvor entscheiden, und erst alsdann entfernte man das Frauenzimmer.

Jetzt entblöste sich der Däne; Fremdung trat ihm näher, befühlte die einzelnen Glieder mit Furcht und Erstaunen, bewunderte die Farbe, und brach endlich in die Worte aus: „Ja, du bist wirklich ein Mensch, aber so weiß wie der Teufel!“

Findest du, liebe Jugend, einiges Vergnügen bey Durchlesung dieser wenigen Blätter? Glaubtest du wohl, einen Theil deiner müßigen Stunden mit einer solchen Lektüre beschäftigen zu können? Ahndest du etwas von dem vielfältigen Nutzen, den du daraus schöpfen könntest?

Nun, wohl! eine solche, und noch viel bessere, viel anschaulichere, ein mehr harmonisches Ganzes ausmachende Unterhaltung findest du in Reisebeschreibungen. Wie sehr würde es mich freuen, durch diesen Vorschmack dessen, was du in solchen Büchern findest, den Trieb in dir erweckt zu haben, aus der Quelle selbst zu schöpfen, die lehrreichen Bücher selbst kennen zu lernen, in welchen man so nützliche und angenehme Unterhaltung antrifft. Wie glücklich würde ich mich schätzen, wenn ich dadurch den leider je länger je mehr einreißenden Geschmack an Romanenleserey bey dir verdrängte.